

Feuilleton.

Liebe im Kreuz.

Wohl dem, der treu getragen
Des Heilands Joch so süß!
Der seit der Kindheit Tagen
Vom heil'gen Kreuz nicht ließ.

Schmieß' eng an's Kreuz die Hände,
Leg' fest auf's Kreuz dein Haupt,
O selig, wenn zum Ende
Trennliebe dulden glaubt.

Am Kreuze wirst du finden
Verlor'ner Liebe Gut,
Am Kreuz lernst überwinden
Du aller Feinde Mut.

Kein Leid drückt dich auf Erden:
Vor dir trug's Gottes Sohn,
In seinem Kreuz soll werden
Dem deinen Heil und Lohn.

O dulde, trage, schweige!
Lieb' geht nicht ohne Schmerz,
Doch qualgedrückt dich neige.
Zu deines Heilands Herz!

O Kind! im Kreuze wohnt
Dir alles Glück und Heil,
Vom Kreuze die Liebe lohnt,
Gibt himmlisch dir dein Teil.

Am Kreuz hat einst getrieben
Lieb' ihre schönste Frucht —
Dort lehrt auch dich sie lieben
Ihn, den dein Sehnen sucht.

Drum bleib' auch treu im Leide
Der ew'gen Liebe süß!
Vom Kreuz nur niemals scheide,
Weil sie vom Kreuz nicht ließ.

H. Wilt. Kreiten, S. J.

Die Einöder.

Erzählung aus der Vergangenheit
des Rünischen Waldes.
Von Anton Scholt.

Fortsetzung.

X.

Kirchweih' im Walde!

Das Jahr hat ohnedies nur vier Festzeiten: Weihnacht, Ostern, Pfingsten und Kirchweih', und unter diesen vieren ist wieder die Kirchweih' die festlichste. Weihnachten gehören den Kleinen, Ostern ist so ein Fest, wo es sich nicht recht schickt, seiner Feststimmung freien Lauf zu lassen, und Pfingsten wird nicht für so hoch gehalten. Dagegen gehört die Kirchweih' den Erwachsenen, insonderheit der erwachsenen Jugend, und Feststimmung und Lustbarkeit ist Brauch seit alters her.

Vom klaren, wolkenlosen Himmel strahlt die Sonne hernieder, und der Schnee schmilzt sichtlich dahin. Ueber die weißschneeigen Gelände, über die Hügel und Gefilde herab wandeln Scharen festlich gekleideter Menschen zur Kirche, und mancher schier uralte Silberschmuck, der sonst das ganze Jahr über in einem Winkel der Truhe liegt, blinkt und funkelt heute in der Sonne.

„Der Herrgott hat ein Einschen gehabt und hat uns die Kirchweih' nicht verdorben,“ meint der Inhäusler in des Bucherbauern ebenen Inhäusel, als sie so über das Gelände dahinstapfen durch den schmelzenden Schnee.

„Kann schon sein,“ lachelt der Beri. „Meinetwegen hätte es aber auch schneien können, was Zeug gehalten hätte; mich hätte es nicht geirrt.“

„Willst leicht Du heut' nicht einmal

zu den Spielteuten gehen?“ entrüstet sich der Großknecht. „Wärs' mir ein sauberes Kind! Ledig sein und ein Bauer, der was das Geld hält! Firramatauten! In den Schuhen wenn ich stünd'!“

„Nein! Glaub's nicht!“ zwiifelt die Großbirn. „Der erste, den es aus der Hütten Ischt, sel' wird der Bauer sein. Ein sauberes Bräutel auf dem Weg... da bleibt einer daheim. Sonst was!“

„Na, eine Maß Bier zahl' ich Dir, wenn Du mich siehst auf dem Tanzboden,“ verspricht der Beri. „Bräutlein hin und her: die Brautenschaft hat sich derweil aufgehört.“

„Gehst denn nicht?“ staunt die Großbirn, und alle sehen den Bauer verwundert und ungläubig an.

Der Inhäusler tupft sich auf die Stirne und nickt dem Bauer einigmal zu. „Ich weiß nicht, was dahinter ist, aber wenn's wahr ist...“

Auf einem Seitenwege kommt ein behäbiger Vater dahergepfanct. „Wird spät werden heut'... wird spät werden,“ lechzt er schier atemlos. Hab' schon ein teuflmähiges Gefrett die Kirchweih'. Schöner Anfang. Wird's Füll' ledig, gerad wie die Ehehalten hinter dem Stadel draußen sind und ich nach will, und haut umeinander wie nicht geschiet. Und das ganze Gevieh' ist aufrührisch worden davon. In meinem besten Gewand hab' ich in den Stall müssen und den Unfried anhängen. Und da mein' ich, wird's wohl spät werden.“ Er greift in die Leibtasche und zieht eine silberne Uhr heraus, nicht gar so groß wie eine kleine Faust.

„Nicht zuwider!“ fährt der alte Bucherbauer auf, der auch mit den anderen mithumpelt. „Nicht zuwider! Jetzt kaufen sich die Bauernluder auch schon Sachuhren um ein Heidengeld, als ob es nicht gerad' so Abend würd', wenn sie keine hätten. Wird doch eine andere Zeit werden müssen, wie der Uhrmacher prophezeit: Wenn einmal alle Bauern kennen werden, wie viel es auf der Uhr ist, nachher wird die Zeit schlecht. Und wahr ist's.“

„Ich bin gerad' bei Gelegenheit dazu gekommen.“ Wie eine Entschuldigung klingt die Rede.

Und sie kommen wirklich schon ein wenig spät. Als sie ins Tal hinter kommen, läutet man schon. „Es ist doch gut, wenn einer so ein Ding im Sack trägt,“ lachelt der Wolferl. „Man weiß es gleich, ob man noch Zeit hat oder nicht.“

„Kämst nicht ohne Uhr jetzt gerad' so spät?“ fragt der alte Bucherhül' spitzig. „Flausen, nichts als Flausen! Ein rechter Bauernmensch braucht die Schradfen alle nicht.“

Nach dem Gottesdienste gehen alle wieder zusammen heim. An anderen Sonntagen lauft sich der und der eine Halbe, ehe er heimgeht, heute nicht. Der Kirchweih'isch locht daheim; es wäre jedem zuwider, wenn auf ihn gewartet werden müßte. Und nachher: die Kirchweih' dauert drei Tage und oft den vierten auch noch. Da bringt einer so wie so genug Geld an, genug. Und was nur im Hause auf geht!

Solche Kost kommt im Jahre nur

viermal auf den Tisch, zu den vier Zeiten. Und Fleisch gibt es auch nicht öfter. Da sieht denn jeder zu, daß er seinen Teil bekommt.

Unter dem Essen hastet die alte Einöderin daher. Ihr braunes Gesicht ist einen Schein blasser denn sonst, und ihre Nieren sind so verstört und verzogen, daß der Beri schnurgerade in die Höhe fährt, als er ihrer ansichtig geworden.

„Um Gottes willen! Mutter, was ist Euch denn?“

Sie sinkt nur auf den erstbesten Schragen nieder und schnappt nach Luft. Einigemal setzte sie zu einer Rede an, findet aber nicht den Atem dazu. Erst nach einer guten Weile ist sie so weit, daß sie reden kann. „Gott sei Dank, daß ich da bin!“ leuchtet sie. „So ein Mensch! Und der traut sich noch, daß er in die Kirche geht! Wenn's einen schlechtern Kerl gibt in den ganzen neun Gerichten des Waldhwozd nachher...“

weiß ich nicht... Vergiften hat er uns wollen,“ schreit sie schrill und kreischend auf. „Vergiften und vergeben, mir und der Broni... seiner Mutter und seinem Weibe.“

„Wer?“ fragt der Beri hastig. „Wer denn? der Mentl.“ Sie muß wieder eine Weile nach Atem ringen, und erst, als abgeessen ist und der Beri das Tischgebet gesprochen, staut sie sich an den Tisch und erzählt. Alle stehen rund um sie her und horchen entsetzt zu.

„In der Früh' essen wir alle mit-sammen die Breisuppe, was sich gehört zu einer heiligen Zeit, und das Tröpfel, das überblieben ist, stellt die Broni in die Ofenröhre für uns zwei. Sonst ist eh' keines daheimblieben. Eh' sie einheizt, essen wir das Tröpfel Suppe noch. Es hat frei anders geschmeckt, wie in der Früh'; aber die Broni hat es doch selbst in die Röhre gestellt gehabt, und so haben wir uns nicht weiter gestoßen daran. Aber in währenddem Kochen wird uns allen zweien so hundsübel, daß wir glaubt haben, wir erleben den Mittag nimmer. Mich hat's zum Glück recht gewürgt, aber die Broni hat nimmer recht stehen können mehr, wie das Essen fertig gewesen ist. Und ausge-schaut hat sie, wie der heilige Tod...“

Da kommen sie von der Kirche heim. Der Mentl bleibt an der Türe stehen, wie er uns gesehen hat und schaut so eine Weile. Mir ist das Geschaun schon gleich so verdächtig vorkommen. Derweil reißt ihm seine Dummheit noch heraus: Ja, lebt denn Ihr zwei noch?... Gerad' so hat er gesagt. Was denkst Dir denn? Hast da nicht genug daran... Ich hab' der Broni einen Wink geben, und auf ein paar Wort' haben wir uns zusammengesedet gehabt; keine bleibt mehr in dem Haus'. Sie ist von der Stell' fort gehatscht... zu ihrem Bruder, und ich hab' den Tisch noch deckt und auftragen, daß sie einen Vorsprung kriegt hat, wenn er ihr leicht nach wär... Und da bin ich jetzt, und wenn ich noch einmal einen Fuß setz' in den Hof, so lang' der Mentl darauf hauset, nachher... ich weiß gar nicht, wie ich es verreden soll... Ich muß mich niederlegen; es ist mir alleweil' so schlecht.“

„Iß was!“ rät die alte Hauserin. „Wenn D' willst, mach' ich Dir einen Rabi, derselb' räumt den Magen schon aus, wenn noch was drin ist, und Schaden tut der keinem Menschen.“

„Nein, mach' Dir kein Gescheer!“ lehnt die Alte ab.

Der Beri hat während der Rede seiner Mutter dagestanden wie ein Bildstock. Daß sein Bruder schlecht und dumm ist, sel' hat er schon lange gewußt; aber das hätte er ihm nie zugetraut, nie nicht. So... Er weiß gar nicht, was für einen Namen er der Geschichte geben soll. Mehr denn einmal geht ihn der Gedanke an: Auf der Tat geht hin und schlägst ihn nieder wie einen winnigen Hund. Aber nein. Es fällt ihm ein, was ihnen der Pfarrer von Rain erzählt, als sie noch Schulbuben waren. Zum Richter gehen und ihn verklagen? Auch nicht; er ist kein Angeber und will keiner werden, nie nicht. Die Leute im Walde haben ein uraltes Sprichwort: Der Verrat geht hinter dem Totschlag. Der Verräter ist so schlecht wie der Mörder.

Ueberlings faßt er die Mutter an den Armen und hebt sie von der Bank auf. „Ja, legt Euch nieder, Mutter,“ rät er. „Und Ihr helft ihr das Gewand ausziehen und wartet ihr gehörig auf,“ wendet er sich an die Hauserin, „Ich tu' schon was dafür... Ein paar Bärwurzeln wären da. Die Schaden keinem Menschen und sind gut für den Magen.“ Die Weiberleute bringen die Alte ins Bett und raten ihr dies und jenes an, während die Männer in der Stube stehen und ihrer Entrüstung Ausdruck geben. Nur der Beri sagt nichts. Finster sieht er vor sich hin. Zummer und immer wieder drängen sich ihm ungerade Gedanken auf, und er hat vollauf zu tun, um sich ihrer zu wehren. Nein, er unternimmt nichts wider den... Bruder, nichts. Abgesehen von allem anderen; täte er dies oder jenes, wie leicht könnte er die Markung von Recht und Unrecht überschreiten, und das braucht es nicht, dem Bruder gegenüber schon gar nicht. Es dürfte so wie so einmal der Zahltag kommen. Der Herrgott ist ein langer Borger, aber ein gewisser Zahler.

Er zündet sich eine Pfeife an und setzt sich hinaus unter die nun laub- und blattlose Hollarstaude am Stadeldeck und sinnt und oht so vor sich hin. Auf einmal ruft ihn der Großknecht. „Des Richters Hütbub ist da,“ vermeldet er. „Ihr sollt gleich zum Richter gehen.“

Der Bub weiß nicht, weshalb er geschickt worden. Aber der Beri nimmt sogleich Hut und Joppe und geht mit dem Buben zum Mirtl. Dort sitzen schon die Geschworenen um den Tisch, und der Mirtl holt gerade das Recht und die Handeisen aus der Gemeintruhe. „Wie steht's mit Deiner Mutter?“ fragt er den Eintretenden.

„Schlecht ist ihr halt,“ gibt der zur Antwort.

„Al' zwei gehen darauf,“ behauptet der Wolferl, der am Fenster lehnt. „Al' zwei gehen darauf, sag' ich Euch. Weiß der Schinder, was ihnen der Lump zusammengemischt hat! Sünd'